

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 44

Artikel: Jugend [Fortsetzung]

Autor: Stettler, Berty

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugend.

Eine Schulgeschichte von Berty Stettler, Thun.
(Fortsetzung.)

Ein plötzliches Klatschen machte die Leserin verstummen, blitzschnell fuhren die Mädchensköpfe auseinander. Doch schon stand Dr. Wendler in der offenen Tür, streifte mit flüchtigem Blick die erhielten Gesichter, drückte dann die Tür ins Schloß und begab sich zu seinem Pulte. Er schien ja im rechten Moment gekommen zu sein...

Ein fast atemloses Schweigen hielt die Mädchenschär wie in einem Banne. Kein Knistern, kein Tuscheln, kein Füßescharren, was alles sonst so mühsam zu bändigen war, ließ sich vernehmen. Irgendwo im hohen Raume surrte eine große, dicke Fliege, surfsur... mit monotonem, einschläferndem Geräusch...

Dr. Wendler wußte nicht gleich, wie er die Sache angehen sollte. Er hatte ja keine Ahnung, um was, um wen es sich handelte, aber daß diese Angelegenheit delikater Natur sei, hatte er den Neuerungen seines Vorgesetzten entnehmen können.

Doch kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Klatschend schlug etwas auf den Boden und als Else Garrin mit hochrotem Gesichtchen wieder von unteren Regionen emportauchte, suchte sie ein schwarz eingebundenes Heft unter anderen zu verbergen. Befremdet gewahrte Dr. Wendler das unbekannte Heft, denn alle Klassenhefte hatten vorschriftsmäßig ohne Ausnahme blaue Einbände.

„Else, was für ein Heft suchst du dort zu verbergen? Bring es her!“

„Herr Dr. Wendler, bitte...“

„Bring das Heft, Else!“

„Es gehört aber nicht mir und ich möchte Sie sehr bitten...“

„Else Garrin, tu was ich dir sage! Solchen Ungehorsam bin ich in dieser Klasse gar nicht gewöhnt! Willst du den andern ein schlechtes Beispiel geben? Komm her!“

Zögernd, doch mit trocken zurückgeworfenem Köpfchen stand Else bald darauf vor dem Lehrerpult. Zuerst mit etwas bebender Stimme, dann aber immer sicherer und mit einer frischen, gewinnenden Offenheit verteidigte sie das verräterische Heft und mit ihm ihre Schulkameradin:

„Herr Dr. Wendler, das Heft gehört der Denyse. Ich habe es ihr aus Neugierde entwendet und es stehen Dinge darin, die... die... nicht für Sie... die der Denyse schaden... enfin, die nicht auskommen dürfen.“

„Das wird meine Sache sein. Sez dich...“

„Aber Herr Doktor, bitte...“

„Else, was soll dein Benehmen? Sez dich, sagte ich...“

Doch der Befehl wurde nicht ausgeführt, trotz aller Strenge im Tone des jungen Lehrers. Ein eigentümlich flehender Blick in den ausdrucksvollen, dunklen Augen des Mädchens zwang Dr. Wendler fast wider Willen zu der Frage:

„Was wolltest du sagen, Else, sprich!“

„Herr Dr. Wendler, die Denyse tut mir leid. Sie wird arg in die Klemme kommen, wenn das verr... wollte sagen, wenn die Dinge, die darin stehen, auskommen. Und dann bin ich ja schuld, wenn es der Denyse an den Kragen... pardon, wenn es ihr schlecht geht. Zeigen Sie das Heft niemandem, bitte, bitte... Herr Doktor...“

Dr. Wendler überkam ein eigentümliches Gefühl. Das war nicht mehr seine Schülerin, die da vor ihm stand, sondern ein kleines törrichtes Mädchen, dem äußerst bange war und dem die Tränen in den hübschen, klaren Augen zuvorderst standen. Und dann freute ihn das offene, kindliche Vertrauen, das ihm da so frisch entgegen wehte und das zu enttäuschen barbarisch gewesen wäre.

„Das Heft mußt du mir lassen, Else. Aber ich ver-

spreche dir, keinen Gebrauch davon zu machen, wenn es nicht unumgänglich nötig ist. Und nun sez dich...“

„Danke, Herr Doktor...“

III.

Die eher pompos als schöne Villa des Fabrikdirektors Lauber lag vor dem Städtchen draußen. Das Schönste an dem überreich mit Erkern und Balkonen verzierten Bau war die wunderbare Lage direkt am See, mit einem unheimlichen Ausblick auf die lieblichen Ufer und den mächtigen Kranz silberner Bergriesen. Ein großer, prachtvoller Garten, dem jedoch durch eine allzu ausgeprägte symmetrische Einteilung jegliche persönliche Note, alles Warme und Ansprechende genommen war, umgab das Haus, das nicht mit Unrecht im Städtchen unter dem Namen „Schlößli“ bekannt war.

In einem der vielen mit überladener Eleganz ausgestatteten Zimmer saß Frau Direktor Lauber am offenen Fenster und stützte. Ihre feinen, gepflegten Hände zeigten nicht die geringste Spur häuslicher Tätigkeit. Das schmale, feine Gesicht, dessen Züge einer gewissen, verblühten Schönheit nicht mangelten, war jedoch eigentlich gezeichnet von einer Leere des Ausdrucks. Etwas Flaches, Geistloses lag darüber ausgebrettet.

Im Städtchen war man sich in den Kreisen, in welchen Direktor Lauber verkehrte, längst einig, daß seine Gattin eine „hochmütige, geizige Puppe“ sei, die mit dem Hätscheln und Pflegen eingebildeter Migräne und dem Lesen französischer Sittenromane „dem Herrgott die Tage abstehle“. Dieses draufische Urteil stammte von dem etwas rücksichtslosen, alten, reichen Fräulein Herweg, das infolge seines Wohltätigkeitsinnes, eines tößlichen, frischen Humors und seiner Liebe zu Kindern eine stadtbekannte Persönlichkeit und bei alt und jung beliebt war.

Leise rauschten vom nahen Seeufer her die Wellen, die von einem fern vorüberziehenden Dampfer aufgewühlt wurden. Sonst störte nichts die Ruhe, die die Frau Direktor als etwas Exklusives und Vornehmes liebte. Gelassen, mit spiken Fingern zog sie Faden um Faden durch die kunstvolle, aber nutzlose Stickerei, blickte gelegentlich in das Blättergewirr alter Bäume drüber am Strand und schien in solchen Momenten in ihrem langsam reagierenden Geiste irgend etwas zuverarbeiten. Hätte die Frau Direktor Selbstgespräche geführt, so hätten sich ihre Gedanken in der ihr eigenen schleppenden Sprechweise ungefähr folgendermaßen geäußert:

„Warum nur die Denyse so von einem Tag auf den andern nach Genf geschickt wurde —? Hm, ja... das liebe Kind! — Der Engel kann doch nicht etwas angestellt haben, was nicht comme il faut wäre!... Mein Gott, nein!! Sie hat ja eine sooo gute Erziehung! — Und wenn sie etwas Unschickliches tat, so ist das nur dem Umgang mit den plebejischen Schulmädchen zuzuschreiben. Ich war ja immer dafür, die Denyse in eine Privatschule zu schicken, was viel, viiiiiel aparter und vornehmer gewesen wäre! — Der Abschied von der Kleinen tat ja recht weh — ja — aber die tößliche Ruhe jetzt! Denyse war doch recht oft wild und ungebärdig und meine Nerven — mein Gott, was haben meine Nerven ausgestanden!! — Das Pensionat in Genf wird doch hoffentlich unserem vornehmen Stande entsprech... Mon — Mon — Monmo — Monmorency... richtig!! Der Name klingt apart... Und Stunden muß unsere Denyse nehmen — Mal- und Klavierstunden — und Stoffstunden — natürlich. — Viel Talent hat sie ja nicht, aber das wird schon kommen — und das alles gehört doch zum guten Ton...“

Ein diskretes Klingeln unten lenkte für einen Moment den spärlichen und monotonen Gedankenfluss — es war schon eher ein mageres Bächlein — in andere Bahnen. Lauschend hielt Frau Direktor mit der arbeitenden Nadel inne und gab sich Mühe, die Worte einer fremden Stimme unten in der Halle zu verstehen. Doch nur ein Gemurmel

drang bis zu ihr hinauf, in welchem sie auch die Stimme ihres Gatten unterschied, dann fiel eine Türe ins Schloß und tiefe Stille herrschte wieder in dem großen Hause.

Die in halber Höhe zum Stillstand gekommene Nadel fuhr wieder mit sehr bedächtiger Langsamkeit durch den Stidereistoff. Eine kleine Strähne hellblonden Haares fiel genierlicherweise über das linke Auge der Frau Direktor und da diese die geringste Unordnung im Neukern ihres Menschen als plebejisch und gewöhnlich empfand, stand sie auf und stellte vor dem hohen Spiegel über dem Kamin die widerspenstigen Haare fest. Eben wollte sie sich wieder an ihren Fensterplatz begeben, als drunter Türen geöffnet und geschlossen und einige, wie ihr schien, hastige Worte gewechselt wurden. Dann fiel die schwere Haustüre dröhrend zu.

„Ach, diese Türe...! Sie ist auch ein Nagel zu meinem Sarge. Dieses unausstehliche Dröhnen, das an meinen armen Nerven zerrt...“

Eine wehleidige Geste führte die weiße Frauenhand an die Stirne, dann an die Schläfen, die sicher wieder hämmerten, als ob sie zerspringen wollten“.

Frau Direktor Lauber stand eben in dieser etwas läglichen Stellung mitten im Zimmer, als die Türe jäh und unvermittelt aufgerissen wurde. Vor wirklichem Schreck einer ihrer häufigen, fingierten Ohnmachten nahe, sank sie bleich in einen nahen Sessel.

„Aber Edgar, Edgar, mich so o o zu erschrecken...!“

„Hätte ich denn anklöpfen sollen bei meiner eigenen Frau, wie ein Dienstbote? Danke schön!! Aber das kommt davon, daß ich deiner Marotte nachgab und überall Fußhohe Teppiche legen ließ! Keinen Schritt hört man im ganzen Hause...“

„Edgar, schone mich! Wie brüsst du bist!!“

Herr Direktor Lauber war entschieden schlechter Laune, sonst hätte er nie die zarten Ohren seiner vornehmen Gattin mit unverzüglich vulgären Ausdrücken bombardiert, wie es in der Folge geschah:

Wie brüüüsst du bist!! Zum Teufel einmal mit deiner Empfindlichkeit! Du bist Fleisch und Blut wie wir andern auch und dein ganzes Getue ist alberne Kinderei!! Stell dich doch einmal fest auf den Boden und gondle mit deinem Empfinden nicht immer halbwegs in den Wollen herum. Was daraus resultiert, wirst du ja gleich erfahren:

Wir sind kompromittiert, scheußlich... einfach scheußlich!!! Die Schande... die Schande!! Und weißt du, wem wir das alles zu verdanken haben, weißt du das?! Deinem „Engel“, dem lieben Kinde — dem „reizenden Bögelchen Denyse“ — Jawohl, reizendes Bögelchen, das flügge wird, ehe ihm nur Flügel gewachsen sind!! Mir kam ja letzter Tage verschiedenes zu Ohren über unsern Sprößling, was mich Maßnahmen treffen ließ, um Schlimmerem vorzubeugen. Deshalb auch mußte der Balg nach Genf. Mit dir kann ich ja wichtige Sachen nicht besprechen, ohne daß du Zetermordio schreist und in Ohnmacht fällst! — Aber diesmal spiediere ich alle Rücksicht zum Teufel! Da lies!! Aus dem schmutzigen Plunder wirst du sehen, zu welch' nettem Pflänzchen sich dein „Engelchen“ entwidelt hat. Wäre es ein Junge, würde ich ihn grün und blau verhauen — jawohl! Aber so weit wäre es gar nie gekommen, denn dann hätte ich die Erziehung in Händen gehabt —. Aber ihr Weiber hängt ja zusammen wie Kletten und du mit deinem ganz überspannten, ungesunden, verrückten Wesen hast das Mädel angesteckt. Wie ein Apfel faulste sie von innen heraus, ohne daß man rechtzeitig etwas gemerkt hätte! — Die Schande!! — Uebrigens nett von dem jungen Dr. Wendler, das schändliche Geschreibsel mir zu bringen! Herrgott, wenn ich mir vorstelle, daß das Zeug in die Hände des Schulförstehers hätte gelangen können!! Wenn ich als Mitglied der Schulkommission bei einer Untersuchung vor andern davon hätte Kenntnis nehmen müssen! Die Blamage... Donner-, Donnerwetter...“

Direktor Lauber hielt einen Moment inne, um Atem zu schöpfen. Auf das tiefste erregt fuchtelte er auch wortlos noch mit den Händen in der Luft herum, bis ihm das Unsinnige des deplacierten Gebarens zum Bewußtsein kam.

Die Frau Direktor saß, oder lag vielmehr in ihrem Sessel, halb betäubt von dem über sie hingebrausten Wortschwall. Mit dem ihr eigenen, intelligenzlosen Ausdruck schaute sie zu ihrem Gatten empor. Als dieser schwieg, erhob sie sich mühsam, machte, wie zerschlagen, einige Schritte hin und her und blieb dann mit einer hilflosen Gebärde stehen.

„Die Geschichte wird sicher nicht so schlimm sein, wie du dir vorstellst, lieber Edgar. Was könnte denn unser Engelchen so furchtbares angestellt haben.“

„Engelchen... Engelchen...!“

Typisch höhnisch kam das von den Lippen des gereizten Mannes und daß er die Frau Direktor nicht zu Ende sprechen ließ, was ja „furchtbar vulgär“ war, kam ihm gar nicht zum Bewußtsein.

„Ein kleiner Satan, ein hinterlistiger, verlogener, verderbter Fratz ist sie! Ein Verhältnis hatte sie mit einem Windhund von Musiker. Auf seinem Zimmer war sie und — es ist nicht ausgeschlossen — kommt das dide Ende erst nach! Über vielleicht kapiert du gar nicht, was das heißt, du mit deinem Schneckenverstand! Arztlich untersuchen lassen mußte ich unser Kind und des Arztes vages und ausweichendes „wir müssen abwarten“ spricht ja Bände...“

„Edgar... Edgaaaar...!“

Der schrille, langgezogene, in den höchsten Tönen gipfelnde Schrei brachte Direktor Lauber einigermaßen zu sich selber. Ein wirkliches Erschrecken zuckte in seinem großen, runden Gesicht auf und so schnell es ihm sein korpulenter, hoher Körper gestattete, eilte er zu dem Sessel hin, in welchem seine Frau, ein Häufchen Elend, fast verschwand. Wie eine Feder nahm er die leichte Gestalt auf die Arme und trug sie auf eine mit Kissen belegte Chaiselongue. Dann eilte er hastig zu der elektrischen Klingel, drückte darauf, bis Nanettes spiken-, bänder- und häubchengeschmücktes Persönchen in der Türe stand, deutete mit einem „Nanette... die gnädige Frau... helfen Sie...“ auf die konvulsivisch zuckende Gestalt und zog die Türe behutsam von außen ins Schloß. Was nun kommen würde, verrieten ihm gelle, hysterische Schreie, die langgezogen die Stille des Hauses verschreckten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sterben.

So manche Menschen, laut und hohl,
Besprechen unbedacht ihr Sterben,
Berechnen, was es koste wohl,
Beraten trocken mit den Erben.

Doch, wenn ihr banges Stündlein naht,
Das lezte ihrer lust'gen Zeiten,
Wenn seufzend auf des Schmerzens Grat
Sie in die dunkle Ferne schreiten,

Dann sinken in das tiefe Nichts
Des Sterbens Pläne und die Zahlen.
Die stolze Flamme ihres Lichts
Erlöscht mitsamt dem eitlen Präahlen.

Und um ein Fünklein Lebensmut
Krampfen sie betteln ihre Hände,
Suchend, ob nicht der Sonne Glut
Sich rettend in ihr Stübchen fände.

Ihr Wunsch brennt, das zermürbte Sein
Noch einmal aus der Qual zu heben,
Und stiller dann im Sonnenschein
Dahin zu wandern und zu leben!

Ernst Oser.